

Bernhhard de Reese

GUNDMAR KLAMM

Ich weiß nicht, ob er wirklich mein Freund war. Ich weiß es auch deshalb nicht, weil ich mir nicht völlig im Klaren darüber bin, wann man berechtigterweise diese Bezeichnung verwenden sollte. Ich meine überhaupt und besonders heutzutage, wo einige, wie man immer wieder mit Verwunderung hört, jeden halbwegs Bekannten gleich als ihren Freund bezeichnen. Eines steht allerdings unzweifelhaft fest: Es hat eine längere Phase in meinem Leben gegeben, in der wir oft zusammen waren: So manche Stunden, so manche Tage. In der wir vielerlei Zeit miteinander verbracht haben, innerhalb derer wir so manches gemeinsam erlebt, so einiges gemeinsam erfahren und – ja, teilweise auch durchgestanden haben. Es war eine Zeit, in der wir nicht nur viel miteinander geredet haben, oft leidenschaftlich und mit heißen Köpfen, sondern in der wir uns gegenseitig auch so manches anvertraut haben, was man normalerweise und wohl auch vernünftigerweise durchaus nicht jeden wissen lässt. Zum Teil nicht mal der eigenen Mutter. Oder der eigenen Frau.

Ich habe mich öfter gefragt, wie er wohl darüber im Nachhinein gedacht hat. Ob ich wohl für ihn ein wirklicher Freund gewesen bin. Und welche Spuren und Erinnerungen unsere gemeinsame Vergangenheit in ihm zurückgelassen hat.

Jetzt werde ich es wohl nie mehr erfahren. Nach diesem Brief. Diesem Brief von Karina, seiner Frau.

Ich sah ihn das erste Mal, als ich in die andere Schule kam. In die Klasse 7f der Oberschule in Vegesack. Unter den vielen neuen Gesichtern fiel er mir anfänglich nicht besonders auf. Denn in einer neuen Umgebung fällt, besonders am ersten Tag, der Blick und die Aufmerksamkeit zuerst einmal auf jene, die sich durch irgendwelche Besonderheiten von den anderen, vom Durchschnitt, unterscheiden. Wenn zum Beispiel jemand innerhalb einer Gruppe als einziger rote Haare hat oder jemand ein ausgemachter Riese ist oder wenn einer hinkt oder stottert, dann ist der beim erstmaligen Zusammentreffen auffälliger als die anderen. Als die Normalen.

Er war eher unscheinbar. Gehörte zu den Mittelhohen. Das Einzige, was einem flüchtigen Betrachter vielleicht in Erinnerung bleiben mochte, waren seine vollen tiefschwarzen Haare: glatt gebürstet und hart gescheitelt. Dass es nur wenige Jahre brauchen würde, bis sich herausstellen sollte, dass er zu jenen gehörte, die schon recht frühzeitig spärliches Haupthaar und dann, Jahre später, eine Halbglatze bekommen, das war in dieser ersten Phase unserer Begegnung noch nicht zu erkennen.

Der neue Klassenlehrer hieß Herr Steinkopf. Er hatte eine Liste mit den Namen der Schüler dieser Klasse vor sich auf dem Pult liegen und las sie in alphabetischer Reihenfolge nun alle nacheinander vor. Und jedes Mal, wenn er einen Namen laut gelesen hatte, sah er hoch, schaute in die Runde und wartete, bis einer der Schüler sich erhob und *hier!* gerufen hatte.

Dann musterte Herr Steinkopf ihn wenige Sekunden, um anschließend wieder auf seine Liste zu schauen, um den nächsten in der Reihe aufzurufen. Einige Male stellte er aber vorher noch eine kurze Frage:

"Ist das ein französischer Name?"

"Nein! Ein norddeutscher!"

"Hast du einen älteren Bruder auf unserer Schule?"

"Ja, hab ich!"

"Bist du der Sohn von diesem Doktor Behringer?"

"Nein! Das ist mein Onkel!"

Mich fragte er gottseidank nichts. Mich schaute er nur relativ flüchtig an. An meinem Namen und an mir fand er anscheinend nichts Besonderes, nichts, was ihn irgendwie aufmerken und kurz innehalten ließ, nichts, was ihn, womöglich aufgrund eines spontanen Gedankens, zu einer kurzen Nachfrage nötigte. Nach mir im Alphabet kam sein Name:

'Klamm – Gundmar!'

In der mittleren Bankreihe, schräg vor mir, erhob sich der Junge mit den glatten schwarzen Haaren und blieb solange stehen, bis sich Herr Steinkopf anschickte, den nächsten Namen aus der Liste vorzulesen, wobei er, das war an seiner Sprechweise auffällig, recht langsam sprach und die aufeinanderfolgenden Lautsilben des Nach- und Vornamens in markanter Weise akzentuierte.

'Gundmar' klang es in mir nach. Dieser Name gehörte nicht zu jenen, die mir geläufig waren. Im Gegenteil. Dieser Name war mir fremd. Erschien mir fast altertümlich: Ritter Gundmar schaute noch einmal zur Festtribüne hoch, wo sie, wie er wusste, irgendwo sitzen musste. Dann schloss er sein Visier und versuchte nur noch an das eine zu denken ...

Doch jener Junge dort in der mittleren Bankreihe schräg vor mir sah nicht gerade wie ein kraftstrotzender Ritter aus. Wahrlich nicht! Er war eher etwas schwächling und auch recht schmalgesichtig. Im Ganzen noch etwas halbfertig, so dass man meinen mochte, es weigere sich etwas in ihm, den Knaben zurückzulassen und sich auf den Weg zum Mann zu machen. Allein sein Gesicht hatte schon einen Teil seiner unschuldigen Harmonie und seiner weichen Konturen eingebüßt und zeigte im Ansatz schon jene Züge, die diesem Gesicht wenige Jahre später ein ziemlich verändertes Aussehen geben würden: viel linienstärker, viel unebener. Und auch viel kantiger.

In den ersten Tagen in einer neuen Schule hält sich fast jeder, wenn es möglich ist, weitgehend an jene, die er schon von seiner vorherigen Schule her kennt. Oder aber vielleicht auch vom Sportplatz. Oder von sonst irgendwoher. So war es auch bei Gundmar Klamm. Sein Banknachbar in der Klasse und damit auch einer seiner hauptsächlichen Gesprächspartner in den Pausen hieß Heiko Schalan, der nicht nur in seinem Aussehen, sondern auch in seinem Verhalten, zum Beispiel in seiner Art zu sprechen, recht mädchenhaft wirkte. Schon nach kurzer Zeit nannte ihn alle Eva. Und es hatte den Anschein, dass ihn das auch gar nicht so sehr störte. Oder dass es ihm besonders unangenehm war. Zumindest wehrte er sich kaum dagegen, so dass unter uns Schülern der Spitzname Eva schon bald seinen eigentlichen Vornamen Heiko fast völlig verdrängte und von uns allen in der Klasse schließlich auch gar nicht mehr mit bewusstem Hintersinn benutzt wurde.

Als einmal in der Klasse irgendetwas besprochen

wurde – der konkrete Anlass ist mir entfallen –, kam die Rede dann irgendwie auf diesen Heiko Schallan, den alle Eva nannten. Hartmut Hoppe, einer der Schüler unserer Klasse, deutete auf ihn und unterstützte diese Geste mit der Nennung des Namens Eva. Unser Klassenlehrer, Herr Steinkopf, stutzte. Dann fragte er leicht irritiert zurück, wobei sich sein Gesicht zusammenzog:

"Wie bitte? Eva?"

In diesem Moment merkte Hartmut Hoppe, dass er sich vertan hatte. Dass die Außenstehenden, zum Beispiel die Lehrer, mit dem Namen Eva natürlich nichts anfangen konnten. Er hob vieldeutig die Schultern, zeigte ein leichtes Grinsen und sagte:

"Heiko, mein ich! Ich meine Heiko!"

Der Lehrer hob die Stirn, sein Gesicht zog sich wieder auseinander und er sagte:

"Ah ja!" Aber man sah auch, dass er Mühe hatte, diese angebliche Verwechslung dieser beiden Namen als ein einfaches Versehen zu verstehen. Als einen Versprecher ohne tiefere Bedeutung. Die Namen *Herbert* und *Hubert* zu verwechseln oder *Christiane* und *Christine*, das mochte ja noch angehen. Aber *Heiko* und *Eva*? Also die Vertauschung eines Jungennamen mit einem Mädchennamen?

Wie Herr Steinkopf schließlich mit diesem Rätsel fertig wurde, habe ich nie erfahren. Erst jetzt, wo ich darüber eigentlich das erste Mal richtig nachdenke, merke ich, dass es mich doch interessieren würde. Aber jetzt ist es zu spät. Herr Steinkopf ist seit über dreißig Jahren tot. Er ist nicht sehr alt geworden. Ich weiß nicht, woran er gestorben ist. Mit seinem Beruf hatte das aber sicherlich gar nichts zu tun.

Es sollte an dieser Stelle vielleicht erwähnt werden, dass wir eine reine Jungenschule waren. Nur in einer Klasse der Jahrgangsstufe Dreizehn gab es drei Mädchen. Wie die dahin gekommen waren, wussten wir Jüngeren nicht. Und es interessierte uns auch nicht. Denn die Großen gehörten ja ohnehin zu einer anderen Gattung, die für uns fremd und recht unverständlich war. Und zu der wir auch keinen realen Kontakt hatten. Höchstens mal, und auch das war äußerst selten, einen ungewollten Zufallskontakt auf dem Schulhof oder auf einem der Schulflure.

Es dauerte einige Wochen, bis ich mich an das Neue in dieser Schule und an die neuen Kameraden gewöhnt hatte. Bis ich zu dem einen oder anderen meiner Mitschüler, von denen ich nicht einen einzigen vorher gekannt hatte, Zugang fand, so dass es zu intensiveren Gesprächen, zu gemeinsamen Aktivitäten auf dem Schulhof, ja, auch zu Verabredungen und außerschulischen Gemeinsamkeiten kam. Gundmar Klamm gehörte nun nicht zu jenen, zu denen ich besonderen Kontakt suchte und mit denen ich infolgedessen häufiger zusammen war.

Am stärksten beeindruckte mich Wolfgang Ossmann. Er schien etwas älter als der Durchschnitt zu sein. Schon dadurch stach er von den übrigen etwas ab. Er war irgendwie dominant. Einfach dadurch, wie er war und wie er sich gab. Schon durch sein Äußeres zog er die Blicke der anderen auf sich, wobei es im Nachhinein gar nicht so leicht erscheint, genau anzugeben, woran es denn nun konkret gelegen haben mochte, dass er nicht nur auf mich Eindruck machte. Allein die Tatsache, dass er zu den körperlich Größeren in der Klasse gehörte, reichte als Erklärung kaum aus.

Denn dann müsste Werner Klein, der anscheinend irgendwann seinem Nachnamen den Gehorsam aufgekündigt hatte und alle anderen um fast zwei Köpfe überragte und der sicher doppelt so schwer war wie der recht spiddelige Heinz Greden, dann müsste dieser Werner Klein also unangefochten der Held der Klasse gewesen sein. Doch im Gegenteil: Werner galt eher als gutmütiger Paddel, ziemlich träge und etwas troddelig. Zwar wagte es keiner, sich irgendwie ernsthaft mit ihm anzulegen. Aber den Ton in der Klasse gaben andere an. Und unter ihnen besonders auffällig eben Wolfgang Ossmann. Er mochte, wenn auch sicherlich nicht ausschließlich, seine Position auch dem Umstand zu verdanken gehabt haben, dass er schon in den ersten Wochen dadurch auffiel, dass er häufig durch irgendwelche Nebentätigkeiten oder Flapsigkeiten den Unterricht störte und immer wieder von den Lehrern zur Ordnung gerufen werden musste. Es fehle ihm – das musste er sich wiederholt von den mehr oder weniger aufgebrachten Lehrern vorhalten lassen – an der nötigen Disziplin. Das hatte dann meistens auch einen Eintrag ins Klassenbuch zur Folge. Als das jedoch wenig bei ihm verfiel, bekam er schon nach etwa drei Wochen die erste Strafstunde. Das bedeutete eine Stunde Nachsitzen am Nachmittag und eine schriftliche Benachrichtigung der Eltern.

Wolfgang Ossmanns Mutter war Kriegerwitwe: Sie hatte drei Söhne, die alle unsere Schule, die Gerhard-Rohlf-Oberschule besuchten. Wohl auch aus diesem Grund musste sie ganztägig arbeiten. Sie hatte eine Stelle im Büro einer Fliesenfabrik. Es gab damals nicht selten Familien, die es sich nicht leisten konnten, ihre Kinder auf die Oberschule zu schicken. Und

schon gar nicht bis zum Abitur.

Wolfgang war der jüngste von den drei Ossmann-Brüdern. Sein ältester Bruder war schon in Klassenstufe zwölf. Das zeigte sich zum Beispiel auch daran, dass Wolfgang schon einiges wusste und auch Namen kannte, von denen wir anderen noch nie gehört hatten. So fragte er zum Beispiel einmal unseren Deutschlehrer, Herrn Schütte, ob wir nicht mal etwas von Wolfgang Borchert lesen könnten. Oder etwas von Albert Camus. Oder von Heinrich Böll? Herr Schütte bekam einen langen Hals und wunderte sich: Woher kannte dieser junge Spund denn diese Autoren? Dann durchzuckte es ihn:

"Bist du ein Bruder von dem anderen Ossmann? Dem aus der Zwölften?"

"Ja, bin ich?"

"Ah ja! Verstehe!"

Man sah, dass diese Antwort in Herrn Schüttes Kopf irgendetwas ausgelöst haben musste. Man sah es daran, dass sein Gesicht sich etwas veränderte, etwas länger zu werden schien, als bemühe es sich, etwas mehr Gewichtigkeit als zuvor hervorzubringen.

"Schon interessant, Wolfgang, dass du überhaupt diese Namen kennst", sagte er dann. "Aber ich glaube, Texte dieser Autoren sollten man sich doch lieber für später vorbehalten. Dann allerdings, so denke ich, wäre es durchaus möglich, vielleicht sogar empfehlenswert, dass, wer immer euer Deutschlehrer dann ist, auch Texte dieser Autoren behandelt werden."

Wolfgang sagte nichts mehr. Vielleicht deshalb, weil er erreicht hatte, was er eigentlich mit seiner Frage auch erreichen wollte. Denn sicherlich hatte sie nicht nur unserem Deutschlehrer gegolten, um bei ihm

Eindruck zu hinterlassen, sondern sicherlich sollte sie auch uns, seine Mitschüler, aufmerksam lassen: Wolfgang, der kannte ja Namen und wohl auch Texte, von denen wir keinen blassen Schimmer hatten! Sprach also über Dinge, die für uns noch im Dunkel einer fernen Erfahrungswelt lagen.

Meine erste Zigarette rauchte ich mit Wolfgang Ossmann, wobei ich aber nicht ausschließen will, dass ich vorher auch schon mal hier oder dort zumindest einen Zug probiert hatte. Er und ich hatten teilweise den gleichen Schulweg und eines Tages holte er auf dem Nachhauseweg zwei Zigaretten aus seiner Jackentasche. "Schau mal! Hab ich organisiert!" Sicherlich wollte er, dass ich nachfragte, woher er sie habe, so dass erklären konnte, wie raffiniert, wie ausgebufft er dabei vorgegangen sei. Ich tat es aber nicht.

Natürlich mussten diese Zigaretten nun auch geraucht werden, damit der Zigarettenklau rückblickend auch Sinn bekam und seine Rechtfertigung erhielt. Und da Rauchen unter Jugendlichen dieses Alters nur etwas bringt, wenn man es in Gemeinschaft zelebriert, zumindest in jener Anfängerzeit, wo schon nach dem ersten Zug alle Sensoren des Körpers Halt! signalisieren und den Nikotin-Novizen zum sofortigen Abbruch auffordern, wohl nur deshalb war ich jetzt derjenige, der Wolfgang beim Schmöken nun Gesellschaft leisten sollte.

Wir wählten für unser Tun einen schmalen und wenig benutzten Nebenweg, der durch Felder und Wiesen führte und an den Seiten zum Teil durch hohes Buschwerk besäumt war. Hier konnte man sich unbeobachtet fühlen, das heißt, sicher sein vor dem Blick irgendwelcher Erwachsenen. Irgendwelcher Leute, die

zufällig vorbeikamen und einen vielleicht sogar kannten. Die vielleicht fast jeden Sonnabend die Mutter beim Einkaufen trafen. Oder sehr häufig den Vater als Zuschauer beim sonntäglichen Punktspiel unseres Fußballvereins. Hier also, auf diesem Feldweg, im Schatten eines hohen Haselnussstrauchs, rauchten wir nun eine Zigarette. Mit erzwungener Ernsthaftigkeit. Und mit der Überzeugung, jetzt etwas zu tun, was irgendwie notwendig zum eigentlichen Leben dazugehöre. Wer von den Erwachsenen konnte uns denn ernstlich weismachen, dass Rauchen Unsinn sei. Ja, dass es sogar gesundheitsschädlich sei. Wenn das stimmen würde, würden es doch nicht so viele tun. Nicht mit diesem genießenden Wohligkeitsgebaren und dieser scheinbar befreienden Inbrunst. Auf solche Täuschungsmanöver fielen wir nicht mehr herein. Hier wollten doch nur einige etwas besonders Schönes allein für sich reklamieren. Eine Art Exklusivrecht aufrechterhalten. Aber so dumm waren wir Jugendliche nicht mehr, dass wir das nicht durchschauten. Während der Prozedur des Rauchens schwiegen wir beide. Wir taten so, als müssten wir uns ganz auf den Vorgang selbst konzentrieren. Weil ansonsten etwas verlorenginge. Der Akt vielleicht nicht die gebührende Weihe erhielt. Ich unterdrückte alle Zeichen körperlichen Unbehagens, ja, überspielte sie mit wichtigttuerischer Mimik, wobei ich es aber wohlweislich vermied, den rauchenden Wolfgang anzukucken. Denn vielleicht hätte ich dabei meine Selbstbeherrschung verloren und hätte laut losgelacht. Oder ich hätte die Zigarette weit von mir geworfen und dabei laut herausgeschrien, dass Rauchen in Wahrheit doch der letzte Mist sei. Einfach große Scheiße und sonst

gar nichts! Und dass mich in Zukunft nichts auf der Welt, aber auch gar nichts mehr dazu bringen könnte, eine Zigarette oder dergleichen anzufassen.

In Wahrheit sollte es dann noch etwa drei Jahre dauern, – da war ich fünfzehn Jahre alt – bis ich dann tatsächlich in ähnlicher Weise reagierte. Es war auf einer Klassenfahrt. Allerdings war es dann keine Zigarette, sondern eine Pfeife. Eine äußerst billige Pfeife, bei der der hineingestopfte Tabak schlecht brannte, die Innenseiten des Pfeifenkopfes dafür umso besser. Irgendwie überkam es mich dann plötzlich, ich wurde wütend, riss das Fenster des Zugabteils herunter und schleuderte die noch glimmende Pfeife in weitem Bogen aus dem Fenster hinaus. Von da an war ich mit dem Rauchen für alle Zeit durch. Meine damalige Pfeife beziehungsweise Reste derselben mögen vielleicht immer noch dort liegen, nämlich auf der Bahnstrecke zwischen Schweinfurth und Bayreuth, am Fuße des Bahndamms, wohlgeborgen zwischen Sträuchern und wuchernden Wildkräutern.

Später habe ich, wenn es irgendwie um das Thema Rauchen ging, immer mal wieder lakonisch behauptet, dass ich mir ungefähr im Alter von acht Jahren das Rauchen abgewöhnt hätte. Diese Aussage war zwar, was mein Alter anbelangte, etwas ungenau, aber hin und wieder muss man schon mal etwas übertreiben, damit überhaupt richtig hingehört wird.

Gundmar Klamm fiel mir in diesem ersten Jahr eigentlich nur durch zwei Dinge auf: Als erstes kam er immer mit einem Fahrrad zur Schule, das vor vielen Jahren sein Vater oder sein Onkel oder wer auch immer zur Konfirmation gekriegt haben musste. Auf

dem schwarzen Rahmen desselben stand der Schriftzug *Vaterland*. Die Lampe hatte eine Form und eine Größe, wie man sie eigentlich eher bei Lokomotiven vermuten würde. Der Sattel war so, als wäre er eigens für das gewaltige Gesäß eines Sumoringers angefertigt worden. Und als letztes dieser Gepäckträger! An ihm konnte selbst der geübteste Wegkucker nicht vorbeischaun. Er schien, nach der Stärke des Materials beurteilt, für größere Lasten bestimmt zu sein, für die man in damaliger Zeit normalerweise eine Schubkarre oder einen Handwagen brauchte. Für Gundmars Schultasche musste sich dieser Gepäckträger total unterfordern, ja, – ich zitiere Ossmann – “verarscht“ gefühlt haben.

Bei fast allen Mitschülern war dies Fahrrad in der ersten Zeit mehrmals der Anlass für Spott und Hohn:

"Du, Gundmar, darf man ein solches Fahrrad eigentlich ohne Führerschein fahren?"

"Sag mal, Gundmar, wieviel kriegst du eigentlich dafür, dass du dieses Rad durch die Gegend bewegst?"

"Stimmt es wirklich, Gundmar, dass ihr mit dem Vegesacker Heimatmuseum einen Vorvertrag abgeschlossen habt?"

Doch Gundmar ließen solche Sticheleien kalt. Sie prallten irgendwie an ihm ab. Er schien innerlich über sie hinwegzulächeln. Und dadurch wurde es auch für die anderen ziemlich schnell uninteressant, dieses Fahrrad dann immer noch mal wieder zum Objekt gruppeninterner Lästerei zu machen. Oder anders gesagt, Gundmar wurde schließlich akzeptiert als Fahrer eines eigentlich völlig unmöglichen Fahrrads.

Als zweites fiel mir Gundmar im Sportunterricht auf. Und hier besonders beim Fußballspielen. Das lag si-

cherlich auch daran, weil auch ich sehr gerne Fußball spielte. Immer, wenn wir zusammen in einer Mannschaft waren, hatten wir am Schluss das Spiel oder das Turnier auch gewonnen. Gundmar war nicht nur ein technisch begabter Fußballer, sondern er war auch sehr lauffreudig und kampfstark. Er ließ sich, selbst wenn es wirklich einmal gelungen war, ihn auszuspielen, dennoch kaum abschütteln. War gleich immer wieder da – wie ein aufgehetzter Terrier. Infolgedessen war er für jede Mannschaft ein recht nützlicher Spieler; für jeden Gegenspieler allerdings ein recht unangenehmer Widersacher.

So wichtig es mir schon nach kurzer Zeit wurde, beim Fußball, aber auch bei den übrigen Ballspielen im Sportunterricht möglichst mit Gundmar Klamm zusammen zu sein, so wenig Neigung verspürte ich in der übrigen Zeit in der Schule Kontakt mit ihm aufzunehmen oder mich sonst irgendwie mit ihm abzugeben. Seine sportlichen Qualitäten trugen eigenartigerweise nicht dazu bei, dass er auch darüber hinaus für mich interessant wurde. Da gab es neben Wolfgang Ossmann andere, zu denen ich mich stärker hingezogen fühlte. Deren Nähe ich infolgedessen in den Pausen suchte und mit denen ich reden wollte. Und mit denen ich mich auch mal zu einem Nachmittags-treffen verabedete, um gemeinsam etwas zu unternehmen. Erst zwei Jahre später sollte sich das ändern.

An dieser Stelle sollte nun aber doch nicht unerwähnt bleiben, dass es in diesen ersten zwei Jahren, in denen Gundmar Klamm und ich Klassenkameraden waren, doch zwei Situationen gegeben hat, wo wir beide auch außerhalb der Schule zusammentrafen und miteinander zu tun hatten. Allerdings zufällig und nicht mit Absicht.

Beim ersten Mal waren wir beide schon in der achten Klasse, also schon über ein Jahr auf der neuen Schule. Es war an einem Nachmittag im Mai. Ich hatte eine Besorgung zu machen. Ich musste für meinen Großvater ein Paket Nägel holen, und zwar von der Eisenwarenhandlung Thiele; die lag in unmittelbarer Nähe des Vegesacker Hafens. Ich nutzte die Gelegenheit, nach dem Kauf der Nägel auch noch direkt zum Hafen zu gehen, um mich dort wieder mal ein wenig umzuschauen. Denn hier, sowohl am als auch im Hafen, gab es immer was zu sehen. Im Schwimmdock befand sich meistens irgendein Heringslogger der Vegesacker Fischerei-Gesellschaft. Am Kai auf der gegenüberliegenden Seite, die zum Gelände der Lürssen-Werft gehörte, wohin der Zugang durch einen Maschendrahtzaun für Unbefugte versperrt war, an diesem Kai lagen immer irgendwelche Schnellboote oder kleine Frachter oder andersartige Schiffe. Entweder waren es Neubauten in der Endausrüstung oder ältere Schiffe, an denen irgendetwas repariert beziehungsweise umgebaut wurde. Und auf der diesseitigen, der zugänglichen Seite des Hafens, war es ganz ähnlich. Auch hier lagen die unterschiedlichsten Schiffe, Boote

und Schuten, auf denen meistens irgendeine Geschäftigkeit vorstatten ging: Entweder wurden sie entladen oder beladen oder an ihnen wurde ebenfalls dies oder das repariert oder sonstwie erneuert. Es gab also, wie gesagt, immer genügend zu sehen.

An diesem Nachmittag war an dieser für Personen zugänglichen Seite des Hafens auch ein etwa fünfzehn Meter langes schwimmendes Etwas angetäut, dessen Funktion mir rätselhaft war und für das ich keinen passenden Gattungsnamen wusste. Ein Schiff im eigentlichen Sinne war das nicht. Es hatte keinen Motor, musste also, sollte es bewegt werden, irgendwie geschleppt oder geschoben werden. Und es hatte auch keinen irgendwie ausgeprägten Bug und kein optisch erkennbares Heck. Allein der seitlich versetzt angemalte Name ließ vermuten, wo bei ihm vielleicht vorn und wo dann entsprechend hinten sein musste.

Als ich nun bei Betrachtung dieses schwimmendes Etwas – es hatte übrigens den Namen *Ramme II* – in fragende Gedanken versunken so dastand, hörte ich plötzlich jemand ausrufen:

"Was machst du denn da?"

Ich erschrak ein wenig, weil ich niemanden herankommen gehört hatte, schaute ruckhaft zur Seite und sah Gundmar Klamm dort stehen, kaum drei Meter entfernt.

"Nichts!", versetzte ich lapidar. "Ich schaue nur." Und dann zeigte ich nach vorn unten, dorthin, wo dieses große und düsterfarbene Etwas im Wasser schwamm. "Frag mich, was das da eigentlich für ein Ding ist." Dann blickte ich wieder Gundmar an. Und als der, inzwischen etwas näher gekommen, nichts sagte und auch sonstwie keine deutbare Reaktion

erkennen ließ, fragte ich:

"Weißt du es?"

"Nöö, weiß ich auch nicht. Sieht irgendwie komisch aus. Gar nicht wie so'n Schiff."

"Hab ich hier noch nie liegen sehen."

"Ich auch nicht. Komisches Ding!"

Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden nun als erster auf die Idee kam, der Sache mal etwas genauer auf den Grund zu gehen. Zumindest stiegen wir kurz darauf die eiserne Leiter an der Kaimauer hinunter und sprangen auf das Deck dieses bewegungslos im Wasser schwimmenden Großkörpers. Ungefähr im mittleren Bereich des Decks befand sich eine Luke, durch die man vermittels einer aus Holz gefertigten Sprossenleiter nun in den Innenraum desselben hinuntersteigen konnte. Und wir taten es, denn keiner von uns beiden wollte nun derjenige sein, der jetzt zaudern und keine Courage haben wollte. Oder der Verunsicherung oder Zweifel äußern wollte, ob das, was wir jetzt taten, eigentlich erlaubt sei.

Unten angekommen schlug uns ein eigenartiger Geruch entgegen. Es roch nach Öl und Benzin, nach feucht-fauligem Holz, nach modrigem Wasser und noch nach vielem anderen, was sich nicht so genau identifizieren ließ. In der einen Ecke dieses halbdunklen Raumes lagerten zweireihig übereinander gestapelte Metallfässer. Und genau gegenüber auf der anderen Seite standen etwa fünfundzwanzig bis dreißig Holzstühle ungeordnet durcheinander. Stühle, wie ich sie schon oft in Gaststätten gesehen hatte. Sie hatten, das sah man trotz der schlechten Ausleuchtung des Raumes, ein gewisses Alter. Fast ein Drittel der Stühle war schon mehr oder weniger beschädigt:

Entweder fehlte die Lehne. Oder ein Stuhlbein war herausgebrochen. Oder die Sitzfläche war lädiert.

Nun gut! So sah es hier also aus! Wir beide hatten sicherlich etwas Interessanteres erwartet. Und es gab nun kaum noch einen Grund, hier unten in dieser nicht gerade anheimelnden Unterwelt noch länger zu verweilen. Leicht enttäuscht und vielleicht auch etwas übellaunig ergriff ich auf einmal einen von diesen Stühlen und schleuderte ihn mit voller Wucht gegen einen der eisernen Stützpfeiler, die sich in der Mitte des Raumes befanden. Der Stuhl krachte dagegen, um gleich darauf auf dem Boden aufzuschlagen. Dabei knackte und splitterte es und ein Bein war abgebrochen und das Oberteil der Lehne hing schief zur Seite weg. Ich war überrascht, als hätte ich das so gar nicht gewollt. Aber andererseits wohl auch erstaunt, weil ich mir das nicht so leicht vorgestellt hätte. Ein solcher Stuhl schien, wenn ich es wollte, mir hilflos ausgeliefert zu sein. Ich schaute Gundmar an, der meinen Anfall fast regungslos, aber mit leicht verzogenem Gesicht beobachtet hatte. Ich versuchte zu lächeln, doch es wurde wohl eher eine Grimasse, die sowohl Hilflosigkeit als auch Verlegenheit zum Ausdruck brachte. Was mochte, so ging es mir nun durch den Kopf, der jetzt wohl von mir denken? Musste der nicht annehmen, dass ich plötzlich total ausgerastet sei? Dass ich irgendwie die Kontrolle verloren hätte? Ich hätte jetzt vielleicht etwas sagen sollen, aber ich wusste nicht was. Ich verstand es ja selbst nicht. Ich starrte ihn nur an und wartete. Und Gundmar? Gundmar sagte auch nichts, sondern er löste sich langsam aus seiner Bewegungslosigkeit, richtete seinen Blick auf die Stühle, ging dann auf sie zu, hielt

unmittelbar davor noch einmal inne, schaute mir noch einmal kurz ins Gesicht, als erhielt er von hier die endgültige Bestätigung, ergriff dann einen Stuhl bei der Lehne, lief mit ihm zum eisernen Pfeiler und donnerte ihn ebenfalls mit aller Kraft dagegen. Das Ergebnis der Aktion war noch etwas eindeutiger als jenes kurz zuvor bei mir: Der Stuhl hatte nun zwei Beine weniger und die Sitzfläche war splitternd herausgebrochen.

Gundmar lächelte ein wenig. Ich lächelte echohaft zurück. Gundmar nickte. Ich nickte zurück. Und dann, dann waren wir nicht mehr zu halten: Ein Stuhl nach dem anderen wurde gegen den eisernen Pfeiler geschleudert. Ein Stuhl nach dem anderen wurde kaputtgeschlagen. Wir steigerten uns in einen Rausch hinein. Und es beunruhigte uns kein Gedanke, ob nicht vielleicht jemand das Krachen und Splittern des Holzes und das dumpfe Dröhnen des Pfeilers draußen hören könnte. Ob nicht einer aufmerksam werden könnte und dann vielleicht nachschauen würde, was da denn nun eigentlich los sei.

Wir hörten erst auf, als alle Stühle kaputt waren. Ziemlich außer Atem und mit erhitzten Gesichtern verharnten wir dann einige Sekunden, so als hätte jemand einen Stecker herausgezogen und uns zum Anhalten gebracht. Dann strichen wir unsere Haare aus dem Gesicht, rieben und klatschten uns den Staub von den Händen, blickten noch einmal auf das von uns verursachte Durcheinander aus zerbrochenen Stühlen und Stuhlteilen, schauten noch einmal in die Runde und begaben uns dann, ohne irgendwelche Worte zu wechseln, zur Sprossenleiter und zur Luke, um die Stätte der Zerstörung wieder zu verlassen.

Wieder oben auf dem Kai angekommen, suchten wir, ohne nach rechts oder links zu schauen, mehr rennend als gehend, sofort das Weite. Erst auf Höhe des Stadions hielten wir wieder inne. Hier erst glaubten wir uns nun einigermaßen in Sicherheit.

"Ich muss jetzt nach Hause!", ergriff Gundmar dann als erster das Wort. "Hatte eigentlich sowieso nicht so viel Zeit." Und er wandte sich von mir ab und ging dann relativ schleppend in Richtung Bahnhof davon.

"Ich auch nicht!", sagte ich leise, wobei auch ich mich langsam umwandte, um mich in die genau entgegengesetzte Richtung zu entfernen. Doch dann drehte ich mich noch einmal auf der Stelle um, lief schnellen Schrittes Gundmar hinterher und hatte ihn gleich darauf eingeholt.

"Du, hör mal! Ist doch wohl klar: Das bleibt unter uns! Das ist doch klar, oder?"

Gundmar nickte und sagte:

"Natürlich! Was denkst du denn!"

Dann setzte er seinen Weg fort, wobei er seinen Gang nun merklich beschleunigte, als wolle er verhindern, dass ich vielleicht noch einmal hinterherkomme.

Unsere Untat im Bauch der *Ramme II* wurde sicherlich irgendwann entdeckt. Vielleicht schon nach ein, zwei Stunden. Aber sie wurde nie gesühnt. Erst viele Jahre später sollte noch einmal zwischen uns beiden, zwischen Gundmar und mir, wieder die Rede darauf kommen. Es war bei einer Wanderung im Teutoburger Wald. Als wir nämlich an einem Abend in einer Kneipe dem Seelenbedürfnis nicht mehr widerstehen konnten, Erinnerungen auszutauschen, wobei wir die Erlebnisse von früher teilweise nun aber so sahen, wie wir sie damals gerne gehabt hätten.

Ich selbst musste auch sonst noch einige Male an diese völlig unsinnige Zerstörungsaktion zurückdenken. Und ich suchte, besonders in späteren Jahren, eine irgendwie einleuchtende und plausible Erklärung dafür. Welcher Geist war damals in mich gefahren? Welche Macht hatte damals Gewalt über mich bekommen? Gab es in mir vielleicht etwas, das auf Destruktion aus war? Das zerstören wollte? Ja, das sogar andere veranlassen konnte, hierbei mitzumachen? Oder war es vielleicht umgekehrt gewesen? Wäre es nie dazu gekommen, wenn Gundmar Klamm nicht zufällig aufgetaucht wäre und mich angesprochen hätte? Aber jedes Mal, wenn ich mir diese Fragen gestellt habe, erschienen mir meine Antworten darauf hergesucht oder konstruiert, angelesen und wenig wirklichkeitskonform. Inzwischen habe ich mich damit abgefunden, dass diese Fragen wohl ohne Antwort bleiben werden. Und inzwischen weiß ich auch, dass noch viel wesentlichere Fragen, die mit mir zu tun haben, keine ausreichenden Antworten finden werden.

Etwa vier Monate später kam es ein zweites Mal zu einem außerschulischen und im Voraus nicht geplanten Zusammentreffen mit Gundmar Klamm. ...